

BERLIN 110

PETER BROCK

Blutsand

Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



So ein Gschafflhuber, dachte Reiber, der es stets vermied, dieses Wort in Berlin laut auszusprechen, hätte es doch sein Vorleben in München verraten. Und dass er dort mal Soziologie studiert hatte, darauf mochte Reiber nicht angesprochen werden.

»Tut mir leid. Ging nicht schneller. Wo sind die Eltern?«

»Nur die Mutter, Melanie Keinen, war mit auf dem Spielplatz. Sie hatte zunächst gar nicht bemerkt, dass ein Schuss gefallen war. Ihr Sohn Felix war auf der Rutsche und blieb dann, als er unten ankam, einfach liegen ...«

»... das kann sie mir dann ja erzählen, wo ist sie?«, Reiber war ungeduldig.

»Steht unter Schock. Sie erzählte uns alles zunächst so, als sei es irgendein Film, als sei das gar nicht ihr Kind, dann klappte sie zusammen. Jetzt ist sie im ›Virchow‹.«

»Vernehmungsfähig?«

»Nein, sagt der Arzt.«

»Und der Vater?«

»Die Eltern sind geschieden. Dieter wollte den Mann ausfindig machen, weiß noch nicht, ob wir ihn haben.«

»Woher kam der Schuss?«

»Das wissen wir noch nicht. Von Weitem wohl, vielleicht von 'nem Dach, die Direktionshundertschaften durchkämmen die Häuser. Und wir befragen natürlich alle Anwohner. Aber bislang nichts.«

»Gut, so viele Wohnungen und Dachgeschosse kommen ja nicht infrage. Die Bäume sind schon ganz schön dicht zugewachsen ... Also erst mal weitermachen!«

Reiber beendete das Gespräch mit einem kurzen Nicken.

Man konnte halten von ihm, was man wollte, und Reiber hielt nichts von ihm. Trotzdem, ein guter Polizist war Muschwitz.

Freundlich die Kollegen grüßend, ging er zu dem höl-

zernen Piratenschiff, das stolz in der Mitte des Spielplatzes stand. Von der Reling am Bug konnte man mit einer Rut-sche direkt im Buddelkasten landen – blutrot hatte sich der Sand darin gefärbt. Der kleine Körper des Opfers lag etwas daneben. Neben dem toten Kind, das schon durch eine Plane abgedeckt war, lehnte Cordula Dellmann am Piratenschiff. Die Rechtsmedizinerin war längst fertig mit ihrer Arbeit. Sie schaute gedankenverloren in die Bäume. In ihren engen Jeans und dem knappen orange-braunen Top im 70er-Jahre-Stil passte sie nicht so recht in die Welt der eifrigen Ermittler mit ärmellosen Westen und der Spurensucher in ihren weißen Overalls. Wie ein für den Spielplatz zu groß geratenes Mädchen sah sie aus, ein sehr hübsches, mit langen schwarzen Haaren. Anfangs hatte Reiber gedacht, sie wäre eine Frau für ihn. Wäre sie vielleicht auch immer noch. Andererseits – er mochte Klaus Lage nicht. Er glaubte nicht daran, dass es nach der tausendsten Berührung noch Zoom machen kann. Und eine gute Freundin zu haben, ist auch viel wert. Jetzt, das sah er schon von Weitem, war Cordula vor allem eine traurige Freundin. Selbst die wenig ansehnliche Wasserleiche am Urbanhafen, wo er sie zuletzt getroffen hatte, hatte ihr die Stimmung nicht vermiesen können und auch nicht ihre Lust auf ein Feierabendbier, das sie danach gemeinsam in der Ankerklause getrunken hatten. Aber heute, er spürte das, heute war etwas anders.

»Kurt?«

»Hallo, Cordula!« Reiber sah, dass sie sich Tränen aus den Augen gewischt hatte.

»Du kommst jetzt erst?«

»Ich war noch in der Pfalz heute Morgen, bei meinem Bruder, wir hatten gestern Familientreffen, ich dachte, hier vermisst mich eh niemand ...«

»Der war drei. Weißt du? Drei!« Sie schien ihm gar nicht zugehört zu haben.

»Ja ...«

»Ich glaub, ich kann das nicht mehr ...«

»Cordula, was ist?«

»Der Kleine hier, das ist doch ein Kind. Das geht doch nicht.«

»Ja, das ist totale Scheiße. Aber Cordula, das ist unser Job. Soll ich dich nach Hause fahren lassen?«

»Eben, ich glaub der Job ... ich glaub, das geht nicht mehr ...«

»Cordula, ich versteh dich, aber ... Also lass uns später drüber reden, nicht hier.«

Reiber merkte mal wieder, er war wahrlich kein Held des therapeutischen oder tröstenden Gesprächs. Immerhin hatte er wie von selbst den Arm um Cordula gelegt. Oft hatte er das schon getan, abends, wenn sie aus waren. Aber nicht im Dienst. Sollten die Kollegen doch denken, was sie wollten. Cordula ging es schlecht. Das hatte Reiber so noch nie erlebt. Cordula schnäuzte in ein Papiertaschentuch, schob seinen Arm weg und schüttelte sich ein klein wenig – Reiber kannte das von Juliane, die machte das auch, wenn sie von einem Regenspaziergang heimkamen.

»Gut, dass du da bist. Tut mir leid, das war völlig unprofessionell. Ist mir echt peinlich. Aber weißt du, das hier, das hatte ich noch nie. Ein totes Kind, nicht zu Tode geprügel, nicht vom Betonmischer überrollt, nein, abgeknallt vom Scharfschützen wie bei der Jagd, wie im Krieg ...«

Reiber merkte, dass sich Cordula wieder fing, er fragte deshalb bewusst nur noch dienstlich weiter.

»Ist das denn sicher mit dem Scharfschützengewehr?«

»Kannst dir ja anschauen. Das Projektil ging durch. Nur ein Schuss. Vorne rein ins Herz und hinten, naja hinten blieb dann

nicht mehr viel übrig. Das gab der Mutter dann den Rest. Sie hatte wohl zunächst gar nicht gesehen, was ihrem Sohn fehlte, er lag auf dem Rücken, sie hat ihn hochgehoben und dann in die Ausschusswunde gegriffen, also da war ja nichts mehr ...«

»Sie ist in der Klinik, hörte ich. Und das Projektil?«

»Das kann dir ja Gerd erklären, aber er hat mir gesagt es passt zu einem russischen Scharfschützengewehr, das auch im Balkankrieg benutzt wurde. Willst du den Kleinen noch sehen? Die Jungs mit dem Wagen warten schon.«

»Na gut.«

Cordula hatte die Plane noch nicht ganz aufgezogen, da bereute es Reiber schon, dass er gesagt hatte, er wolle die Leiche sehen. So ein süßer kleiner Junge, so ein friedliches Gesicht. Reiber musste sich beherrschen. Er nahm Juliane auf den Arm. So, als wollte er sie abhalten von der Leiche. In Wirklichkeit musste er einfach etwas tun. Und er brauchte jemanden oder etwas, an dem er sich festhalten konnte. Einen Moment länger auf das tote Kind schauen, und auch er hätte ein Taschentuch benötigt. Nun strich er kurz über den kleinen zarten Mopskörper auf seinem Arm. Das tat gut. Er nickte den Helfern der Rechtsmedizin zu, die schon darauf warteten, den Jungen in den grauen Fiberglassarg zu heben.

Reiber wollte Cordula noch verabschieden. Aber sie war schon auf dem Weg Richtung Lychener Straße. Er hob die Hand zum Abschied. Sie winkte – und sie lächelte wieder. Reiber war froh, das zu sehen.

Das Wichtigste, dachte er, war nun herauszufinden, warum es ausgerechnet diesen Kleinen getroffen hatte. Warum sich ein Scharfschütze auf einem Dach oder an einem Fenster mitten in Prenzlauer Berg positioniert, um ein Kind regelrecht hinzurichten. Da musste doch etwas dahinter stecken, dachte Reiber. Mafia, Erpressung oder so. Und wenn es doch gar

keinen richtigen Grund für den Mord ausgerechnet an dem Jungen gab, wenn es ein verrückter Sniper war wie 2002 in Washington D.C.? Reiber wollte daran gar nicht denken, denn das hieße, es gäbe noch weitere Morde in Berlin. Er sah zu den Fernsehreportern, die an der Ecke standen und mit ernster Miene nichtssagende Aufsager in die Kameras sprachen. Wenn das eine Serie werden würde, Reiber war sich da sicher, dann kämen in der Stadt wieder die Themen in die Diskussion, die er so sehr hasste – angefangen von der Todesstrafe, die gegen den Sniper von Washington ja schon vollstreckt worden war, bis hin zur Frage einer Bürgerwehr und der Forderung nach einem Mehr an Polizei auf der Straße.

»Hey, Kurt, schön, dass du auch mal vorbeischaust!«

Gerd Stegner war ein Kollege, wie ihn Reiber schätzte. Gerd machte einen prima Job, war aber nicht so übereifrig wie Muschwitz, außerdem hatte er Humor. Privat allerdings konnte Reiber, der ein Genussmensch war, mit dem hageren Mittfünfziger, der kaum Alkohol trank, stets auf gesunde Ernährung achtete, in einer angemieteten Remise Vogelspinnen züchtete und in aller Welt Marathonläufe absolvierte, nicht so viel anfangen. Trotzdem, die beiden mochten sich. Deshalb hatte er auch Gerd gebeten, ihm den Rücken frei zu halten, falls er später kommen sollte.

»Wie heißt denn der Film, der hier gedreht wird?«, fragte Reiber. Damit versuchte er zu überspielen, dass ihm dieser Fall hier ganz schön nahe ging.

»Wird so 'ne amerikanische Serie. Nichts fürs Vorabendprogramm. ›Profikiller auf Berlins Dächern‹ heißt der Arbeitstitel.« Gerd verstand ihn gut.

»Bist du sicher, es war ein Profi?«

»Naja, der hat wohl mit einer ›Dragunow‹ geschossen. Ein russisches Scharfschützengewehr, das es seit den 60er-Jahren gibt. War in allen Warschauer Pakt Staaten bei den